

Sabine Klewe, Jahrgang 1966, Studium in Düsseldorf und London, ist freiberufliche Schriftstellerin und Übersetzerin und arbeitet als Dozentin für Fremdsprachen und kreatives Schreiben, unter anderem an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf. 2006 erhielt sie den Kärntner Krimipreis (3. Platz) und den Förderpreis für Literatur der Landeshauptstadt Düsseldorf.

Martin Conrath, geboren in Neunkirchen an der Saar, ist Schriftsteller, Musiker, Journalist und Dozent. Seit 2006 lebt und schreibt er in Düsseldorf. Mitglied im »Syndikat«, deutschsprachige Autorengruppe Kriminalroman, und bei »Quo Vadis«, Autorenkreis Historischer Roman. Im Emons Verlag erschienen seine Kriminalromane »Stahlglatt«, »Das schwarze Grab«, »Der Hofnarr« und »Der Schattenreiter«. »Das schwarze Grab« wurde 2008 als Tatort verfilmt.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen die Geschichte Esslingens recherchiert. Wo entweder die sichere Quelle fehlte oder es dramaturgisch unumgänglich war, haben wir unsere Phantasie spielen lassen.

Im Anhang befindet sich ein Glossar.

MARTIN CONRATH/SABINE KLEWE

DAS VERMÄCHTNIS DER SCHREIBERIN

SCHWABEN KRIMI

Emons Verlag

*»Nur dem Anschein nach ist die Zeit ein Fluss.
Sie ist eher eine grenzenlose Landschaft,
und was sich bewegt, ist das Auge des Betrachters.«*
Thornton Wilder

*»Eine stillstehende Uhr hat doch
täglich zweimal richtig gezeigt
und darf nach Jahren auf eine lange
Reihe von Erfolgen zurückblicken.«*
Marie von Ebner-Eschenbach

© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2008
ISBN 978-3-89705-607-7
Schwaben Krimi 2
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Das fing ja gut an. Fast hätte ihn ein Lieferwagen überfahren, auf dem in grünen Lettern der Name eines Weingutes prangte. Der Wagen hatte eine Vollbremsung hingelegt, das Klirren aus dem Inneren des Wagens hatte Heinrich Morgen klargemacht, dass der Fahrer seine Unaufmerksamkeit teuer bezahlen würde und es nicht nötig war, sich aufzuregen.

Heinrich atmete ein paarmal tief durch und zog sich den Schalenger um den Hals, obwohl ihm gerade heiß geworden war. Die Temperaturen waren in der Nacht um fast zehn Grad gefallen. Wo gestern noch Pfützen das Licht gespiegelt hatten, glänzte heute eine Eisschicht. Ja, es war plötzlich kalt geworden, aber eine noch eisigere Kälte saß in seinem Inneren, weil er sich dazu entschlossen hatte, in die Unterwelt abzutauchen. Er wusste nicht, was ihn dort erwartete. Moder? Ratten? Ungeziefer? Der Tod? Eine dumme Entscheidung. Aber es half nichts. Gestern hatten sie zusammengesessen in ihrer Stamm-Pizzeria, dem »Al Forno«. Seit einer Woche liefen der Aufbau, die Organisationstreffen und fast tägliche Feiern. Heinrich musste einen Moment überlegen, um den Namen des Glasbläfers einzufangen. Ulf. Ein gemütlicher Mann, wohlbeleibt, gebildet und freundlich. Jetzt, da er, Heinrich, mit dabei sei bei der ehrenwerten Gesellschaft, müsse er sich Esslingen auch von unten ansehen. Das sei so etwas wie ein Initiationsritus und unabdingbar. Die anderen hatten zustimmend gemurmelt, und Heinrich konnte nicht anders, als sich darauf einzulassen, um seine neuen Kolleginnen und Kollegen nicht zu verprellen.

Noch einmal sog er tief die kalte Luft ein. Die Wirklichkeit hatte ihn eingeholt. Heinrich Morgen, der Jungstar der deutschen Historiker- und Archäologenszene, musste sein Geld auf einem Weihnachtsmarkt verdienen. Immer noch besser als Gefängnis. Oder doch nicht? In vier Wochen würde er es wissen.

Heinrich stellte sich zu dem Kreis von Touristen, die alle schwer behängt waren mit Videokameras und Fotoapparaten jeder erdenklichen Preisklasse. Er trug seinen Mini-Camcorder in der Manteltasche; er hasste es, wenn Menschen mit ihren Sachen herum-

protzten und ihr Touristendasein wie eine Fahne vor sich her trugen.

Die Sonne war schon lange hinter dem Schelztor versunken, die Stände waren bereits für die Nacht verrammelt, auch seiner, die meisten verschnürt, denn sie bestanden aus Zeltbahnen, ohne Nagel und Schraube, manche verriegelt, vor allem die Tavernen, die aus massiven Brettern gebaut waren, um ungebetene Gäste fernzuhalten. Die Security würde bald ihre Nachtschicht antreten, um das Hab und Gut der Beschicker zu bewachen. Über eine Million Besucher wurden auf dem Esslinger Mittelalterweihnachtsmarkt erwartet, Heinrich hoffte, dass sich die Voraussagen seines Chefs erfüllten und er ein gutes Geschäft machen würde.

Immer noch fröstelte er, weil seine Angst vor engen Räumen nicht weichen wollte. Ich könnte mir bei der ersten Treppe den Knöchel umknicken, überlegte Heinrich. Oder eine Migräneattacke könnte mich außer Gefecht setzen. Nein. Das wäre kindisch, und er würde sich zum Gespött des ganzen Marktes machen.

Eine junge Frau trat hinzu, Heinrich schätzte sie auf Anfang zwanzig, etwa zehn Jahre jünger als er selbst. Ein Schildchen an ihrer wetterfesten Outdoor-Spezialjacke wies sie als Hannelore Weil aus, Stadtführerin der Stadt Esslingen. Sie lächelte warm, das ließ ihr schiefes Gesicht zu einem angenehmen werden. Heinrich stellte sich vor, dass er über eine grüne Wiese ging, eine warme Sonne über sich, und vergaß seine Angst.

Hannelore Weils fein gedrechselte Sätze flossen über die Zuhörer, erzählten von alten Mauern, dem Katharinenhospital, das viele Jahrhunderte da gestanden hatte, wo jetzt der Wochenmarkt zu Hause war, direkt am Rathaus, im Herzen der ehemaligen Reichsstadt.

Heinrich lauschte. Es war angenehm, zuhören zu können und nicht selbst reden zu müssen, nicht als Historiker Vorträge zu halten. Viele Einzeldisziplinen innerhalb der Geschichtswissenschaften hatten sich herausgebildet. Heinrich zählte sich zu den Mediävisten, die sich auf das 14. und 15. Jahrhundert spezialisiert hatten. Als Nebenschauplatz hatte er sich Karl den Großen und dessen Sachsenkriege ausgesucht. Ein weites Feld. Er hatte sich in den Quellen des 8. Jahrhunderts festgebissen, sich nächtelang den Kopf über einzelne Formulierungen zerbrochen und eigene Thesen zu

Karl dem Großen und den Sachsen entwickelt. Er hatte sich immer die ungeklärten Phänomene ausgesucht. Er war herumgereist, hatte gegraben, gestöbert, gesucht. Irgendetwas Besonderes sollte es sein. Als er es dann gefunden hatte, war er schwach geworden.

Hannelore Weil verkündete, dass sie heute die Genehmigung hätten, einige Privatkeller zu besichtigen, die normalerweise verschlossen blieben. Heinrich horchte auf und stellte fest, dass er von ihrem Vortrag fast nichts mitbekommen hatte. Bevor Hannelore Weil sie in die Unterwelt entführte, mussten sie eine Erklärung unterschreiben, dass sie keine Angst hätten vor engen Räumen, also nicht unter Klaustrophobie litten, dass sie körperlich gesund wären und die Stadt Esslingen von jeglicher Haftung freisprächen, sollte auf der Führung irgendetwas passieren.

Heinrich setzte ohne Zögern seinen Namen auf das Papier. Er wollte sich nicht anmerken lassen, dass er mehr Angst als Vaterlandsliebe hatte.

Sie begannen in der Krypta unter der Stadtkirche St. Dionys, staunten über die mächtigen Fundamente des Gebäudes und die Sarkophage, deren Geheimnisse nach wie vor nicht gelüftet waren. Wer hatte darin gelegen? Was bedeutete diese oder jene Inschrift? Warum war ein Sarkophag für ein Kind aus dem Stein geschlagen worden?

Heinrich inspizierte den Sarkophag. Die Spuren der Steinmetze, das Material, das ungewöhnliche Alter. Panik stieg auf. Er schloss kurz die Augen und stellte sich die grüne Wiese vor, damit ihn die Angst nicht überrollte. Der Sarg. Das Kind. Der Sohn eines hohen Geistlichen? Er riss sich los, folgte der Gruppe weiter und bewunderte die gut erhaltenen Malereien der ursprünglichen Kapelle.

Nach einer Viertelstunde traten sie wieder an die Oberfläche. Heinrich atmete tief durch. Wäre nicht die Verheißung auf etwas Unbekanntes gewesen, er hätte sich aus dem Staub gemacht und in der nächsten Kneipe erst einmal ein Viertel Roten auf seine Angst gekippt, um sie zu löschen. Etwas Gutes hatte sie allerdings: Mit den Jahren hatte er gelernt, in den schwierigsten Situationen seine Gefühle zu kontrollieren.

Wie eine Verschwörergruppe huschten sie durch die Straßen, hinab zum Hafenmarkt, den der Mittelaltermarkt ebenfalls mit Be-

schlag belegt hatte und der Hafenmarkt hieß, weil dort früher Krüge – Hafen eben – verkauft worden waren. Neben einer aus Holz gebauten Taverne, die mitten auf dem Platz thronte und den Geruch von heißem Wein verströmte, dass Heinrich das Wasser im Mund zusammenlief, langweilten sich zwei städtische Arbeiter. Rot-weiße Hüthen mahnten zur Vorsicht, ein rot-weißes Kunststoffband sollte Unbefugte davon abhalten, hinter die Absperrung zu dringen und in das schwarze Loch zu fallen, das sich vor Heinrich auftat wie der Rachen eines gefräßigen Monsters. Er spürte Schweiß im Nacken, unter den Achseln und im Schritt. Natürlich wusste er, woher diese Angst kam. Ein Geburtstrauma. »Festgeklammert hast du dich! Ich bin fast gestorben, als sie dich aus mir rausgezogen haben«, hatte seine Mutter ihm wohl hundertmal hingeworfen.

Und ich bin seitdem wohl tausendmal gestorben, wenn ich in irgendeinen dunklen Gang oder in einen engen Raum gehen musste. Oder in den Keller. Das Schlimmste von allem, dachte Heinrich und schüttelte die Erinnerungen ab.

Etwas berührte ihn an der Schulter. Hannelore Weil tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Jacke. »Alles klar?«, fragte sie, und ihr Lächeln wärmte wieder.

»Ja. Natürlich«, erwiderte Heinrich. »Ich dachte nur an die beeindruckende Altstadt von Esslingen. Wirklich erstaunlich. Selten habe ich so viele gut erhaltene Häuser aus dem 13. und 14. Jahrhundert gesehen.«

»Sie sind vom Fach?«

»Mein Hobby, nur mein Hobby.« Heinrich musste sich eingestehen, dass er damit leider die Wahrheit sagte. Zwar war er vom Fach, aber es war nicht mehr sein Beruf.

Hannelore Weil lächelte immer noch, und da sie nicht noch wärmer lächeln konnte, zeigte sie einfach auf das Loch, das ganz langsam zu rotieren anfang.

Heinrich drehte seinen Kopf, spürte die Wiese unter seinen Füßen, die Sonne auf der Haut und begann den Abstieg in die Hölle.

Taschenlampenschein huschte hin und her, die Metallleiter fühlte sich feucht und rostig an. An die vier Meter kletterten sie hinab, die Temperatur stieg, die Luft roch nach Exkrementen und Fäulnis.

»Meine Kollegen von der Stadt warten oben, bis wir wieder da sind. Wenn es länger als eine Stunde dauert, werden sie uns suchen. Es kann also nichts passieren.«

Heinrich fühlte sich ungemein beruhigt und stellte sich vor, wie die Männer wohl auf eine ganze Gruppe Leichen reagieren würden.

»Gibt es denn genug Luft hier? Ist das nicht wie in einem Bergwerk?«, fragte eine rundliche Frau.

»Das ist kein Problem«, antwortete Hannelore Weil und zeigte in den Kanal, der sich vor ihnen unsympathisch im Dunkel verlor.

Heinrich schlug das Herz bis in den Hals, aber er beherrschte sich und trat die Flucht nach vorne an.

»Wie wäre es, wenn wir losgehen?«, schlug er vor. »Ich bin gespannt auf die Keller. Vielleicht gibt es da ja ein paar Gespenster.«

Ein paar Frauen erschrakten gespielt, ein Mann heulte wie ein Geist, alle lachten leise.

Hannelore Weil übernahm die Spitze, Heinrich klemmte sich dahinter, und schon setzte sich der Zug in Bewegung. Außer dem Geruch gab es nichts wirklich Unangenehmes. Der Boden unter ihren Füßen bestand aus Beton, in einem Halbbogen war darüber die Decke gemauert, die nass glänzte, aber nur hier und da fiel ein Tropfen herunter. Keine Ratten, keine Käfer, keine Würmer, nur die Menschen, die im Gänsemarsch schweigend unter Esslingen dahinmarschierten.

An einer Kreuzung hielt Hannelore Weil einen kurzen Vortrag, erzählte von den vielen Kellern und Räumen aus dem 14. Jahrhundert, die noch gar nicht alle entdeckt waren; man wusste nur, dass es sie geben musste. Vielleicht sogar noch ein oder zwei Stockwerke tiefer. Zu jener Zeit, so hieß es, seien die Keller alle miteinander verbunden gewesen, was ja durchaus Sinn machte, wenn der Feind vor den Toren stand oder sogar in der Stadt brandschatzte.

Heinrich kannte einige Städte in Deutschland, die unterkellert waren, sogenannte Tiefkellergeschosse wurden bei Bedarf unter den ersten Kellergeschossen gegraben. Platz war in den mittelalterlichen Städten Mangelware, also erweiterten vor allem Händler ihre Kontore nach unten.

Sie würden gleich den ersten privaten Keller besichtigen, erklärte Hannelore Weil und bat darum, dass niemand etwas anfasse und

sich alle so verhielten, als sei es ihr eigener Keller. Heinrich nahm sich vor, ihren Wunsch nicht zu beachten, da sonst alle Räume hier ganz schnell aussehen würden wie eine Müllkippe.

Ein schmaler Durchlass gestattete den Eintritt in das uralte Kellergewölbe. Bevor die Stadtführerin darauf hinweisen konnte, identifizierte Heinrich schon die hervorragend erhaltenen Zeichen der Steinmetze, die hier vor fast siebenhundert Jahren ein Meisterwerk neben dem anderen geschaffen hatten. Denn ein Kellergewölbe ohne Mörtel und Stahlträger zu errichten, auf dem ein vierstöckiges Steinhaus saß, ohne dass die Fundamente auch nur einen Millimeter nachgaben, das war heute kaum vorstellbar. Die Steinmetze hatten ihre Zeichen hinterlassen, manchmal nur einen einfachen Bogen, oft das Symbol des Daches oder eines Hauses, stellvertretend für die Bauhäuser, in denen sich die Steinmetze organisierten. Hier ein schlichter Pfeil nach rechts oder nach links, ein Kreuz, ein P, ein Dreieck oder ein Kreis mit Linie.

Natürlich waren die Arbeiten der St.-Dionys- und der Frauenkirche nicht weniger kunstvoll. Aber Heinrich bewunderte vor allem die mörtellosen Gewerke der Alltagsarchitektur: Keller, deren keilförmige Gewölbesteine so genau gearbeitet waren, dass sie keinerlei Bindemittel brauchten. Nur die Fundamente und tragenden Mauern waren mit Mörtel zusammengefügt, um ein Verrutschen nach den Seiten zu verhindern.

An mehreren Stellen gab es Veränderungen der ursprünglichen Keller zu sehen, Aus- oder Eingänge waren zugemauert, Löcher geschlagen worden, meistens lieblos, mit roher Gewalt.

Gerümpel stand herum, Kisten mit alten Aktenordnern, Einmachgläser, ein verrostetes Fahrrad. Im Hintergrund schnurrte Weils Stimme, Balsam für Heinrichs Seele, der immer wieder Schritte über die Wiese machte, um nicht kopflos zu fliehen.

Es ging weiter, Keller für Keller, einer sah aus wie der andere, bis auf die Füllung. Manche tadellos aufgeräumt, andere lose geschüttet, Müllberge, gesammelt von den Menschen der Wegwerfgesellschaft, die dann doch nichts wegwerfen konnten, sich an den sinnlosesten Dingen festhielten. Heinrich war zurückgefallen, vorne fluchte leise ein Mann, dessen Taschenlampe verloschen war.

»Teures Mistding«, hörte Heinrich und fragte sich, warum man immer noch glaubte, dass teuer gleich gut sei. Außerdem waren die

Keller beleuchtet, manchmal durch helle Neonröhren, manchmal durch halbblinde Funzeln, deren Birnen aus dem letzten Jahrtausend stammen mussten, aber das Licht reichte aus, um nicht zu straucheln.

Sieben Keller weiter hielt Hannelore Weil die Gruppe an. »Der nächste Keller ist erst im letzten Jahr gefunden worden«, erklärte sie stolz. »Ich durfte ihn bereits besichtigen. Wir gehen davon aus, dass er mindestens sechshundert Jahre lang nicht zugänglich war. Er ist also sozusagen in demselben Zustand wie im Mittelalter.«

Mittelalter, dachte Heinrich amüsiert. Das klang so harmlos wie: Gestern kamen Freunde zu Besuch. Aber das Mittelalter war eine Epoche, die tausend Jahre gedauert hatte. Zehn Jahrhunderte, in denen sich unglaublich viel verändert hatte. Von den letzten Zuckungen des römischen Weltreiches bis hin zum Vorabend der Reformation. Kein Historiker konnte da den Überblick behalten. Hannelore Weil schien Gedanken lesen zu können.

»Es handelt sich hier um die Zeit Anfang des 14. Jahrhunderts, also das Spätmittelalter. Wir können das anhand der Steinmetzzeichen sehr genau feststellen. Von einigen Handwerkern wissen wir, wann sie gelebt haben. Bitte folgen Sie mir«, sagte sie.

Von der nächsten Minute hatte Heinrich später nur noch den schrillen Ton im Gedächtnis. Eine Frau kreischte, als würde man ihr die Haut abziehen, was Heinrich gern getan hätte, aber ein Fehler gewesen wäre, da sie dann noch mehr geschrien hätte. Nach sechzig Sekunden erlöste eine Ohnmacht die Frau und den Rest der Gruppe.

Heinrich schob sich nach vorne, um den Grund für das erschütternde Geräusch zu erfahren. Der Grund lag auf dem Rücken, war männlich, Mitte zwanzig und auf den ersten Blick mausetot. In seiner Brust steckte ein kräftiger Eisendraht, der am sichtbaren Ende zusammengerollt war wie eine Schnecke: eine Ahle. Außer einem dunklen Rand um den Einstich herum gab es einen untertassengroßen Blutfleck auf dem Boden, an der Seite des Toten. Seine rechte Wange wies drei rote Striemen auf, die Heinrich an ein Teufelsmal erinnerten.

Der Rest der Gruppe drängte von hinten heran. Flüsternd hatte sich die Nachricht von dem Toten bis zum Letzten durchgemogelt.

»Mann, ist der tot«, hörte Heinrich.

»Und wenn nicht?«

»Wir müssen nachsehen.«

»Er atmet nicht.«

»Sein Gesicht ist aschfahl.«

»Seine Augen. Warum schließt ihm nicht jemand seine Augen?«

»Halt!«, schrie Heinrich. »Bleiben Sie zurück. Sie sehen doch, dass hier ein Mord verübt wurde! Der Mann hat sich die Ahle sicher nicht selbst ins Herz gestoßen.«

Ein tiefes »Oh« ging durch die Gruppe. Daran hatte keiner gedacht. Brav wichen alle zurück, zückten ihre Kameras und lichteten den Toten ab, als sei er Statist in einer Reality-Show. Blitze flammten auf und ließen das Gesicht des jungen Mannes, der da in seinem Blut lag, zucken, als sei er noch am Leben.

Heinrich wurde stillschweigend als Führer anerkannt. Mit einer Handbewegung verscheuchte er die Leute aus dem Keller und ordnete an, die ohnmächtige Frau zu versorgen. Außerdem sollten sie zurück zum Ausgang gehen und da auf die Polizei und den Arzt warten und ihnen dann schnellstmöglich den Weg hierher zeigen. Hannelore Weil erholte sich schnell von ihrem Schreck und führte die Gruppe hinaus. Die Leute leisteten trotz aller Neugier keinen Widerstand, waren sie doch froh, die Verantwortung abgeben zu können.

Heinrich holte seinen Camcorder aus der Jacke und nahm jeden Zentimeter auf. Den Toten, den Stuhl, den er ein wenig verschob, um besser hantieren zu können, die Kartons, die herumstanden. Die Fußspuren, die es vielleicht um die Leiche herum gegeben hatte, hatten gegen das Trampeln der Neugierigen keine Chance gehabt. Das Zoom schnurrte, er schwenkte von vorne nach hinten, zur Seite, stoppte, schwenkte zurück. Irgendetwas stimmte nicht.

Zur hinteren Kellerwand hin war ein schmaler Streifen Staub nicht von den Touristen zerstört worden. Heinrich zoomte noch einmal die Sohlen des Toten heran. Ein unverkennbares Muster, das er auch unterhalb der Kellerwand im Staub entdeckt hatte. Die Spur führte offensichtlich zur Mauer und verschwand darunter. Das konnte nicht sein. Ein Abdruck, der halb unter der Kellerwand verschwand. Und noch einer in die andere Richtung, so als sei der Tote nicht nur durch die Steine hindurchgegangen, sondern auch auf dem gleichen Weg wieder zurückgekommen. Heinrich atmete

tief durch, betrachtete den Körper, der da hingestreckt lag, genau. Aber der rührte sich nicht.

Du siehst Gespenster, schalt sich Heinrich. Geh auf die grüne Wiese. Sie erschien, und schon konnte er wieder klar denken, widmete seine Aufmerksamkeit der Wand und den Fußspuren.

Keine Frage, der Mörder konnte noch hier sein. Hinter der Mauer, unter der die halben Fußabdrücke steckten. Wahrscheinlich wartete er nur darauf, dass jemand hineinkam, um ihn aufzuschlitzen, zu erwürgen, ihm das Herz herauszureißen. Heinrichs Hals schnürte sich zu. Das Gewölbe des Kellers begann sich zu senken, die Temperatur stieg ins Unerträgliche, unsäglicher Durst überfiel ihn. Grüne Wiese, dachte er und schloss die Augen. Es ist Sommer. Das Meer rauscht leise und kitzelt mich an den Zehen. In meiner Hand halte ich ein Glas mit kühler Limonade, selbst gemacht. Ich setze das Glas an, meine Kehle jauchzt vor Vergnügen, das Soda prickelt, der Limonensaft erfrischt. Das Leben ist schön.

Heinrich öffnete die Augen. Gut. Das Gewölbe machte das, was ein Gewölbe machen sollte: nichts. Der Tote lag ebenfalls noch genau da, wo er hingehörte, rollte nicht mit den Augen und zuckte mit keinem Muskel.

Nur die Fußspuren gehorchten nach wie vor nicht der Physik. Einen Moment dachte Heinrich nach, dann setzte er vorsichtig einen Fuß neben den anderen, sodass er nach bestem Wissen und Gewissen keine Spur zerstören konnte. Die Wand war nicht verfugt, Mörtel quoll aus den Ritzen zwischen den Steinen, die mal mehr, mal weniger groß waren. An einer Stelle fiel Heinrich eine Besonderheit auf, die nicht ins Muster passte, ein Stein, der völlig ohne Mörtel in der Mauer zu stecken schien.

Mit der flachen Hand drückte er den mörtelfreien Stein nach innen. Leicht ließ er sich verschieben, und sofort bestätigte ein kratzendes Geräusch Heinrichs Verdacht. Eine Geheimkammer. Der Tote musste sie ebenfalls entdeckt haben.

Das schwache Licht der Glühbirne, die von der Decke des Kellers hing, reichte nicht bis in die Geheimkammer. Heinrich schaltete den Night-Shot seiner Kamera ein und bewegte sich langsam auf die Öffnung zu. Der Sucher zeigte nur einen schmalen Ausschnitt seines Gesichtsfeldes. Rechts und links davon blieb alles im Dunkeln. Das Gewölbe schien sich ohne Bruch fortzusetzen. Also war

es ein einziger Raum gewesen, bevor die Kammer eingebaut worden war. Er ging ein paar Schritte und spürte etwas Weiches unter seinen Füßen. Heinrich senkte die Kamera nach unten. Grobe Hobelspäne, die eindeutig nicht von einer Maschine vom Holz geschabt worden waren. Er bückte sich, nahm einen Span und roch daran. Nichts. Vollkommen neutral. Langsam drehte er den Span und folgte mit dem Sucher der Kamera der Bewegung. Dieser Span stammte von einem Hobel, dessen Messer dringend hätten geschärft werden müssen, so rau und faserig präsentierte sich die Oberfläche. Er steckte den Span ein, der immerhin gute drei Zentimeter breit und fünf bis sechs Zentimeter lang war.

Mit dem Sucher fuhr er die Wand entlang. Auch hier hatten die Steinmetze ihre Zeichen hinterlassen. Mit der Kamera dicht vor der Nase, hielt sich Heinrich ganz rechts. Und sah sich plötzlich selbst. Verzerrt zwar und in einzelne Teile aufgespalten, dennoch konnte er sich genau erkennen. Ein Spiegel. Unglaublich. Wenn dieser Spiegel aus dem 14. Jahrhundert stammte, würde das seine Theorie bestätigen, dass die Glasbläser schon wesentlich früher Flachglas geblasen hatten, als man gemeinhin annahm. Nur die Besten waren dazu in der Lage gewesen. Sie fertigten riesige Glasblasen, die sie dann schleuderten wie einen Pizzateig. Die Schwerkraft zog das Glas fast flach, die Scheiben hatten einen Durchmesser von bis zu einhundertdreißig Zentimetern. Aus der Scheibe wurden dann Rechtecke herausgeschnitten. Aus sechs dieser Rechtecke war der Spiegel vor ihm gefertigt. Er musste ein Vermögen gekostet haben. Fragte sich nur, warum ihn jemand in der Geheimkammer versteckt hatte, anstatt in seiner Stube damit zu protzen.

Jetzt wusste Heinrich auch, weshalb die Späne hier lagen. Sie mussten als Polstermaterial für den Transport des Spiegels gedient haben. Die Straßen im Spätmittelalter waren in der Regel voller Schlaglöcher gewesen, für heutige Begriffe die schiere Katastrophe. Da hätte kein Stoßdämpfer lange gehalten. Oft dienten nur grob behauene Klötze als Straßenbelag, die Wagen hoben und senkten sich, als seien sie Schiffe im Sturm auf hoher See.

Weiter, mahnte er sich. Jeden Moment konnte die Polizei hier sein. Sieben Schritte brauchte er, bis er am hinteren Ende angekommen war. Ein großer Raum. In der Breite maß er fünf Schritte, also hatte allein die Kammer eine Fläche von gut fünfunddreißig Qua-

dratmetern und musste bis unter das nächste Haus reichen, wenn seine Orientierung ihn nicht verlassen hatte.

Er wandte sich wieder dem Ausgang zu, der gleißend seine Augen blendete, die sich bereits an das Dunkel gewöhnt hatten.

Sein Fuß stieß an einen Gegenstand. Er senkte die Kamera und stöhnte auf. Der Schock schüttelte ihn, als hätte er einen Presslufthammer in den Händen, aus allen Poren brach ihm der Schweiß aus. Heinrich war nicht allein in der Kammer. Mühsam brachte er seinen Puls wieder unter Kontrolle. Wenigstens konnte die Unbekannte ihm nichts mehr tun. Vor ihm lag eine Mumie. Eindeutig eine Frau. Sie trug ein langes Kleid und eine Haube. Die Brüste waren nicht mehr zu sehen, sie waren mit den Jahrhunderten zusammengefallen. Aber der zierliche Körperbau und die Kleider sprachen für sich.

Hektisch suchte er den Rest der Kammer ab, die Mumie zu seinen Füßen und der Spiegel blieben die einzigen Überraschungen.

Langsam schälten sich vernünftige Gedanken aus dem Chaos seines Schreckens. Eine Mumie, das hieß: lange tot und hervorragend konserviert. Klar. Die Sägespäne hatten die Körperflüssigkeiten aufgesaugt, durch die Ritzen der Geheimtür konnte trockene Luft nachströmen, eine über die Jahrhunderte gleich bleibende Temperatur – optimal. Beste Lufttrocknung, wie bei einer guten korsischen Eselssalami. Aber wie lange lag die Frau da?

Heinrich ließ die Kamera weiter über die Tote gleiten. Wahrscheinlich Spätmittelalter, 13. oder 14. Jahrhundert, wenn er nach der Kleidung ging. Als er die rechte Hand filmte, traf ihn ein zweiter Schock, allerdings ein angenehmer. Ein Siegelring. Er kniete sich hin, zog ihn vorsichtig vom Ringfinger und hielt ihn vor das Objektiv. Phantastisch. Ein Fachmann würde anhand des Siegels bestimmen können, wer die Unglückliche war und wahrscheinlich auch wie lange sie hier lag. Zumindest ungefähr, auf zehn oder zwanzig Jahre genau. Eine kleine archäologische Sensation.

Aus dem Keller hörte er entfernte Geräusche von schnellen Schritten. Ohne Zögern steckte er den Ring ein, zog sich zurück, verwischte seine Spuren, verschloss die Kammer und bezog am Eingang zum Nebenraum Position. Einen Moment später hasteten Polizeibeamte durch den Keller und hielten direkt auf ihn zu. Einer postierte sich vor ihm, der andere inspizierte die Leiche. Be-

friedigt stellte Heinrich fest, dass sich der Beamte nicht im Geringsten um die Spuren kümmerte. Der andere sprach ihn an.

»Polizeiobermeister Hinrichsen. Wie ist Ihr Name? Haben Sie die Leiche gefunden?«

»Heinrich Morgen, nein.« Er betrachtete den Polizisten, der immer noch an der Leiche herumhantierte. »Ich habe nur versucht, den Tatort zu schützen. Aber das ist mir wohl nicht gelungen.«

»Mensch, Reiner«, sagte Hinrichsen, »ist er tot oder nicht?«

»Tot, ganz klar. Fremdverschulden.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«, fragte Heinrich. »Es könnte doch auch ein vorgetäuschter Mord sein, damit die Versicherung zahlt. Vielleicht hat der Mann Selbstmord begangen. Seine Frau findet ihn, ist entsetzt, weniger über sein Ableben als über das Geld, das ihr durch die Lappen geht. Also sticht sie schnell zu, verwischt die Spuren und verlässt sich darauf, dass die Polizei nicht sie verdächtigt.«

»Tja, ähm.« Der Polizist rieb sich das Kinn. »Klar, kann alles sein. Die Kollegen von der Kripo sind gleich da. Und der Arzt auch. Dann wissen wir mehr.«

Heinrich erstaunte die ruhige Antwort des Polizisten. Der Mann hatte sich nicht angegriffen gefühlt. Die Ablenkung hatte nicht geholfen. Der Ring brannte wie Feuer in Heinrichs Tasche. Er musste an Tolkien denken und den kleinen schwachen Hobbit, der als Ringträger letztlich versagt hatte.

»Wer hat ihn denn gefunden?«, fragte Hinrichsen.

»Das weiß ich nicht genau. Irgendjemand von der Gruppe, mit der ich hier unterwegs war«, antwortete Heinrich.

Bevor Hinrichsen weiterfragen konnte, stürzten ein Sanitäter und ein Notarzt in den Keller, ließen sich neben der Leiche nieder, verwischten auch noch den letzten Anschein verwertbarer Spuren und stellten nach kurzer Zeit offiziell den Exitus des Mannes fest. Heinrich war beeindruckt. Der Notarzt fummelte den Ausweis des Toten heraus, nannte den Namen, Friedhelm Schenk, füllte den Totenschein aus, fummelte den Ausweis wieder zurück, verabschiedete sich und rauschte wieder hinaus.

»Heute ist die Hölle los, und den Rest macht sowieso der Gerichtsmediziner«, rief er über die Schulter.

Jetzt wäre es an der Zeit, dass die Kripo kommt, dachte Hein-

rich, und er behielt recht. Ein Mann und eine Frau in Zivil traten ein, hielten den Grünen ihre Ausweise in Scheckkartenformat unter die Nase und baten beide, ein Stück zurückzutreten. Zwei Minuten lang passierte gar nichts.

Heinrich hatte den Namen der Frau auf dem Ausweis erkennen können: Senta Taler. Sie stand ganz ruhig da, die Hände in den Taschen ihrer Jeans, und schaute sich um, ließ den Tatort auf sich wirken. Ihr Kollege, der einen silbernen Koffer trug, ebenso.

Taler wandte sich an Hinrichsen. »Ist der Tatort fotografiert worden, bevor Ihr Kollege die Leiche inspiziert hat?«

Hinrichsen schüttelte den Kopf, und Taler quittierte das mit einem Kopfnicken, als hätte sie nichts anderes erwartet. Sie flüsterte ihrem Kollegen etwas ins Ohr und zeigte dabei auf die Spur, die unter der Wand verschwand.

»Da sind Sie richtig«, sagte Heinrich.

Die beiden Polizisten drehten sich langsam um.

»Wie meinen Sie das?«, fragte der Mann. Sein schwäbischer Akzent klang freundlich.

Heinrich hielt ihm die Hand hin. »Heinrich Morgen, Marktbeschicker und Historiker.«

»Ralf Heidenreich. Kriminalhauptkommissar und Kriminalhauptkommissar.« Heidenreich deutete auf Taler. »Meine Kollegin Senta Taler, ebenfalls Kriminalhauptkommissarin. Also?«

»Die Spuren verschwinden unter der Wand. Es muss eine Kammer dahinter geben. Ich glaube, ich weiß, wo der Mechanismus ausgelöst wird. Ich habe aber gewartet, wie Sie sehen.«

»Sehr gut. Warum?«, fragte Taler in klarem Hochdeutsch.

»Ich bin Historiker. Ich weiß, wie sich das anfühlt, wenn Amateure an einem Grabungs- oder Tatort herumpfuschen und Zeugnisse der Vergangenheit unwiederbringlich zerstören. Leider konnte ich nicht verhindern, dass die anderen von der Besuchergruppe hier rumgetrampelt sind wie die Elefanten. Ebenso wie Ihre Kollegen in Uniform.«

Senta Taler nickte. »Das sieht manchmal wirklich so aus, aber meine Kollegen haben vollkommen richtig gehandelt. Der Schutz des Lebens geht vor. Sie müssen erst mal schauen, ob das Opfer nicht doch noch lebt. Viele, die tot aussehen, weil sie zum Beispiel keinen fühlbaren Puls oder eine kaum wahrnehmbare Atmung ha-

ben, können noch mal geholt werden. Das ist bei diesem jungen Mann allerdings nicht der Fall. Trotzdem vielen Dank für Ihre Umsicht.«

Heidenreich zückte eine digitale Spiegelreflexkamera und tastete sich Bild für Bild durch den Tatort.

Nach zehn Minuten war er so weit. Er öffnete den Koffer, nahm Fähnchen mit Ständern heraus, steckte einen Pfad ab, markierte Spurenlagen und fotografierte dann alles ein weiteres Mal.

Er winkte Heinrich zu, der verstand und die Wand abtastete, als sei es das erste Mal für ihn. Er drückte den Stein, die Geheimkammer öffnete sich. Einen Moment lang glaubte Heinrich, dass die Mumie verschwunden sei, denn er konnte sie von seinem Platz aus nicht sehen. Er machte einen Schritt nach vorn, aber Senta Taler hielt ihn zurück.

Jetzt hatte er Zeit, den simplen, aber genialen Mechanismus zu bewundern. Auf den Zehntelmillimeter waren die Steine eingepasst. Das Gegengewicht war über Metallschienen mit der Platte verbunden. Wie ein Garagentor zogen die Gewichte die Platte nach oben und gleichzeitig nach hinten. Ein kleines Wunderwerk der Mechanik: Keine Technik der Gegenwart würde noch nach siebenhundert Jahren funktionieren.

Taler wandte sich Heinrich zu und streckte ihm ihre Hand hin. »Vielen Dank, Herr Morgen. Das hier ist jetzt Polizeiarbeit. Bitte geben Sie den Kollegen Ihre Personalien. Wir werden uns bei Ihnen melden.«

Heinrich drückte ihre Hand, sie lächelten sich an, und er war sich sicher, dass sie dasselbe dachte wie er. Am liebsten würde er mit ihr essen gehen, einen guten Wein trinken und eine ganze Nacht einfach nur reden.

Aber was nicht ist, kann noch werden, beschloss er, drehte sich um und musste an keine Wiese denken, um seine Angst zu bändigen.

2

Drei Schweine drängten sich quiekend durch die enge Gasse, eine Kruste aus grünbraunem Schlamm bedeckte ihre feisten Körper. Der Bursche, der sie, einen Stock in der Hand, vor sich hertrieb, war kaum sauberer als seine Tiere.

Eva sprang rasch zur Seite, um dem Schweinehirten Platz zu machen. Vom Heiligkreuztor her näherte sich über die Pliensaubrücke ein Ochsenkarren, der mit Weinfässern beladen war. Eine Peitsche knallte, jemand fluchte laut. Eva hastete weiter. Zeit, dass sie nach Hause kam. Es dämmerte bereits, und von fern hörte sie, dass der Nachwächter seine erste Runde begonnen hatte. Monoton hallte sein Singsang durch die Gassen von Esslingen. Er rief die zweite Stunde der Nacht aus. Bald würden die Stadttore geschlossen werden. Wo war die Zeit geblieben? Sie hatte doch nur einen kleinen Umweg vorbei am Kloster der Dominikanerinnen gemacht, wo ihre Freundin Marie seit drei Jahren lebte. Das Kloster lag ganz im Süden der Pliensauvorstadt, drängte sich an die Stadtmauer, hinter der der Neckar gurgelnd vorbeiströmte. Sehnsüchtig hatte Eva an den steinernen Mauern hochgeblickt, natürlich hatte sie von Marie nichts gesehen. Dabei hätte sie so gern ein paar Worte mit ihr gewechselt oder wenigstens einen Blick auf sie geworfen, wenn sie mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen vom Dormitorium zur Kirche hinüberging. Aber sie hatte vergebens gewartet. Und jetzt würde Mutter sicher furchtbar schelten, weil sie viel zu lange ausgeblieben war. Und das ausgerechnet an dem Tag, an dem sie ihr eine so wichtige Aufgabe anvertraut hatte.

Von vorne näherten sich drei Burschen. Sie trugen fleckige Cotten aus grobem Leinen, darunter zerschlissene Beinlinge und an den Füßen geschnürte Halbstiefel, die schon unzählige Male geflickt worden waren. Der rechte hatte zudem eine Gugel aus braunem Wollstoff an, deren Schulterkragen an mehreren Stellen eingerissen war. Alle drei hatten kräftige Arme, dabei waren sie kaum älter als Eva, vielleicht vierzehn oder fünfzehn. Eva kannte die drei. Sie stammten irgendwo aus dem Norden und arbeiteten als Steinträger auf der Baustelle oberhalb des Mettinger Tores, wo das neue

Gotteshaus errichtet wurde. Dort stand schon seit vielen Jahren eine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter, doch jetzt wurde an ihrer Stelle eine richtige große Kirche erbaut.

Die Burschen hatten Eva schon öfter bedrängt und ihr üble Worte nachgerufen. Aber bisher war Mutter immer dabei gewesen, und Eva hatte sich sicher gefühlt.

Angstvoll schloss sie die Hand fester um die Münze. So viel Geld. Es war der Lohn für das Buch, das Mutter für den reichen Kaufmann Bartholomäus angefertigt hatte. Der wollte es seiner Braut zur Hochzeit schenken. Es war wunderschön geworden. In wochenlanger Arbeit hatte Mutter die Geschichte von Ritter Erec und der schönen Enite abgeschrieben. Johann von Gent, der Maler aus Flandern, hatte am Ende eine Reihe bezaubernder Miniaturen in den Text eingefügt. Ein prächtiges Geschenk für eine Braut. Und ein wertvolles. Von dem Lohn würden Mutter und sie einige Wochen leben können.

Die drei Burschen standen jetzt dicht vor ihr, von hinten kam der Ochsenkarren näher und näher.

»Heda, Kleine! Was treibst du denn um diese Zeit noch hier draußen? Solltest du nicht längst zu Hause sein?« Der mittlere der drei Arbeiter verschränkte die Arme.

Eva schluckte. Die Münze in ihrer Hand brannte. Hätte sie das Geld doch nur in den Beutel gesteckt, den Mutter ihr eigens dafür an den Gürtel gebunden hatte.

»Hat es dir etwa die Sprache verschlagen, edles Fräulein?« Der Bursche mit den verschränkten Armen trat noch einen Schritt näher.

»Haha, dass ich nicht lache!«, rief jetzt der Linke. Sein strähniges hellblondes Haar fiel über die blaurote Narbe, die von der Stirn über die Schläfe bis zum Ohr verlief. »Edles Fräulein! Es weiß doch jeder, was ihre Mutter, die lustige Witwe, so treibt. Die Schamlose buhlt mit dem Maler aus Flandern. Ich bin mir sicher, dass die Tochter genauso leicht zu haben ist wie die Mutter. Hab ich nicht recht?« Er stieß Eva den Zeigefinger gegen die Brust.

»Ich – nein!« Eva wollte wegrennen, doch die drei versperren ihr lachend den Weg, kreisten sie ein. Von hinten kam der Ochsenkarren gefährlich nah. Die Weinfässer, die so riesig waren, dass Eva und ihre Freundin Marie bequem darin Platz gehabt hätten, schwankten bedrohlich, das Holz des Karrens ächzte.

»Aus dem Weg! Aus dem Weg!«, brüllte der Fuhrknecht.

Hilfesuchend blickte sich Eva um. Sie befanden sich in der südlichen Pliensauvorstadt, ärmliche Hütten, Schuppen und Verschläge drängten sich dicht aneinander, dahinter lagen Gärten und Weiden für das Vieh. Wer hier wohnte, besaß nicht viel mehr als das, was er auf dem Leib trug.

»Aus dem Weg!«, ertönte es erneut. Eva wurde abwechselnd kalt und heiß. Entweder würden die mächtigen Ochsen sie gleich überrennen und wie ein Insekt zertrampeln oder sie geriet in die Fänge dieser drei Grobiane. Der einzige Ausweg war eine kleine Seitengasse, die nach rechts abzweigte. Kurz entschlossen drückte sie sich an den Burschen vorbei, rannte in die Gasse hinein und wusste im gleichen Augenblick, dass sie einen Fehler begangen hatte. Die Gasse war kurz, und an ihrem Ende erhob sich drohend und unüberwindlich die Stadtmauer.

Jäh blieb sie stehen. Die drei Steinträger waren ihr gefolgt, doch nur so weit, dass ihr der Rückweg versperrt war. Breitbeinig standen sie da und grinsten.

»Dann wollen wir doch mal sehen, was die Tochter der Schreiberin zu bieten hat«, sagte der mit der Narbe. Er trat mit gemächlichen Schritten näher, während die beiden anderen abwartend stehen blieben.

»Mach zu, zeig's ihr!«, feuerten sie ihn an.

Eva stolperte ein paar Schritte rückwärts, die Mauer rückte gnadenlos näher. Ebenso wie das Narbengesicht. Er streckte seine schmutzige Hand aus und zog sie an der Cotte zu sich heran. Eva blieb wie versteinert stehen, unfähig, sich zu rühren, während seine rauen Finger über ihr Gesicht fuhren, ihren Hals.

»Na los doch!«, rief einer der anderen. »Worauf wartest du? Die Kleine brennt darauf, von dir genommen zu werden, merkst du das nicht?«

»Ja, ich glaube, du hast recht«, antwortete das Narbengesicht bedächtig. Seine Finger fuhren über den Halsausschnitt von Evas Cotte und dem weißen Unterkleid, das sie unter dem weiter geschnittenen dunkelblauen Obergewand trug. Mit einem Ruck riss er den Stoff entzwei. Die Burschen lachten grölend.

Eva erwachte aus ihrer Erstarrung. Hastig warf sie die Hände vor die Brust. Sie wollte um Hilfe schreien, doch sie wusste, dass es

nutzlos war. Niemand würde sie hören, und wenn doch, würde sich vermutlich niemand wegen eines fremden Mädchens mit den drei brutalen Kerlen anlegen. Die Leute hier hatten genug eigene Sorgen.

Panisch blickte sie umher. Ein paar Schritte entfernt begrenzte eine niedrige Mauer einen kleinen Gemüsegarten, darüber begann das tief hängende Dach eines Schuppens. An den Schuppen grenzten weitere Hütten, dahinter lag irgendwo die nächste Gasse. Vielleicht gelang es ihr, über die Dächer zu fliehen. Doch sie musste schnell sein, die Kerle überrumpeln, damit sie einen Vorsprung hatte.

Eva atmete tief ein. Dann rammte sie dem Narbengesicht ihr Knie in den Unterleib. Der Bursche krümmte sich, sein Gesicht zeigte eine Mischung aus Schmerz und Verblüffung. Ohne zu zögern, steckte Eva sich die Münze in den Mund und rannte auf die kleine Mauer zu. Hastig streckte sie die Arme aus, krallte ihre Finger in die obere Kante, zog sich hoch, suchte Halt für ihre Füße. Hinter sich hörte sie einen der Burschen rufen:

»Holla, guckt mal, das Mäuschen will uns entwischen!«

Angstvoll blickte Eva hinter sich. Der Kerl, der gerufen hatte, der mit dem zerrissenen Schulterkragen, wollte losrennen, aber der Vernarbte, der sich inzwischen von ihrem Tritt erholt hatte, packte ihn am Ärmel und hielt ihn zurück.

»Nana, nicht so hastig«, sagte er grinsend. »Sei kein Spielverderber, lass der Kleinen einen Vorsprung. So macht die Jagd viel mehr Spaß.« Er verschränkte die Arme und kniff die Augen zusammen.

Eva zögerte nicht länger, schnell tastete sie nach dem nächsten Mauervorsprung. Als sie sich hochzog, löste sich ein Stein und polterte hinunter. Ihr linker Fuß rutschte weg, mit letzter Kraft klammerte sie sich an die Steine, bis sie neuen Halt fand. Die Burschen gröhlten und klatschten in die Hände. Einer pfiif.

Eva versuchte, nicht auf sie zu achten. Verbissen kletterte sie weiter, Schweiß lief ihr den Rücken hinunter, ihre Hände brannten. Wenige Atemzüge später krabbelte sie auf die Mauer. Jetzt das Dach. Die drei Burschen beschlossen, dass der Vorsprung nun groß genug sei, und stürmten hinter ihr her.

»Na warte, du kleines Luder! Dreckige Metze! Dich haben wir schnell wieder eingefangen!«

Eva erreichte mit Mühe das Dach. Ihre Finger bluteten, ihre Arme zitterten, als wäre tiefster Winter. So schnell sie konnte, tastete sie sich über die hölzernen Schindeln vorwärts, mit einer Hand hielt sie, so gut es ging, die zerrissene Cotte fest. Das nächste Dach war aus Stroh. Auf allen vieren krabbelte sie weiter. Die Halme zerstachen ihr die Haut, ihre Arme und Beine brannten wie Feuer. Die Münze im Mund schmeckte widerlich, sie hatte Angst, sie zu verschlucken und daran zu ersticken.

Die drei Verfolger waren ihr immer noch dicht auf den Fersen, doch sie hörte bereits Geräusche aus der nächsten Gasse. Irgendwer hämmerte mit gleichmäßigen kräftigen Schlägen auf Metall, und eine Frau beschwerte sich lautstark darüber, dass jemand seine Küchenabfälle direkt vor ihren Füßen ausgekippt hatte.

Wieder ein Holzdach. Die Schindeln sahen grau und morsch aus. Doch Eva hatte nicht viel Zeit, nach einem sicheren Weg zu suchen. Schon hatten die Steinträger ebenfalls den Rand des Schindeldachs erreicht. Hastig lief sie weiter. Noch ein paar Schritte, dann hatte sie es geschafft.

Da knackte es unter ihr, die Schindeln gaben nach. Eva machte einen weiteren Schritt. Ihr Fuß rutschte weg. Sie schrie auf vor Schmerz, als ihr Bein an einem eisernen Nagel entlangschabte. Noch einmal krachte es, Holz splitterte, Eva stürzte durch das Loch in die Tiefe. Sie spürte einen harten Aufprall, dann nichts mehr.